

Durchschaut mit hellem Blicke  
 Den Grund so mancher Siege,  
 Seid offen und sagt an:  
 ;: Ja wohl, dem Rosenkranze  
 Verdankten sie das Ganze:  
 Der ist ein Talisman! ;:

\*

Doch Völker, wenn auf's Neue  
 Als hohe Gottesweihe  
 Wird Friede ringsumher:  
 ;: Vergeßt die süße Mutter  
 Und euern Himmelsbruder,  
 Das Jesukind, nicht mehr! ;:

## Literatur.

**C**ardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. Miniatur-Ausgabe. Der Erlös gehört einem milden Zwecke. Breslau, 1859. Verlag von Ferdinand Hirt, königl. Universitätsbuchhändler. S. XII. und 272. Pr. 20 Sgr.

Ein großartiges Leben, geschildert, von einem Kirchenfürsten, der für diese Aufgabe ein inniges Vertrautsein mit der Persönlichkeit des Geschilderten, eminente Gaben und eine ehrfurchtgebietende Stellung im Leben mit sich bringt, liegt vor unsfern Augen. Das hohe Interesse, welches diese Erscheinung allenthalben fand, wird durch den Umstand, daß man binnen drei Monaten eine neue Ausgabe derselben benötigte, mehr als hinlänglich bezeugt. Es ist auch kaum anders möglich. Der hohe Verblähene, obwohl ein Kind

der Zeit in ihrem Kämpfen und Ringen, ragte so hoch über dieselbe empor, griff bei all' seiner übergroßen Bescheidenheit und tiefen Demuth so kräftig in die kirchlichen Geschicke der Gegenwart ein, wurde, wenigstens in den letzten Jahren seines Lebens, von seinen Zeitgenossen, man darf beinahe sagen, von Freund und Feind, so verehrt, daß seine Biographie von einer Feder, wie sie sein fürstlicher Nachfolger auf dem Stuhle zu Breslau handhabt, den allgemeinsten Anklang finden mußte. Sie ist eine Ehrenkrone, die ein würdiger Successor der Apostel auf das Grab seines erhabenen Vorfahren niederlegt, ein Denkmal, würdig beider Männer, dessen, welchem es und dessen, der es gebaut. Für den Referenten aber bleibt es immerhin eine schwierige Aufgabe, ein so reiches Leben in einen engen Rahmen zu fassen und den Leser zugleich in ein Buch einzuführen, das, so zu sagen, aus diesem Leben organisch herausgewachsen ist.

Es war an der Neige des verschloßnen Jahrhundertes, am sechsten Jänner 1798, daß Melchior von Diepenbrock zu Bocholt in Westphalen das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, der Hofkammerrath, ein sittlich ernster, vielseitig gebildeter Mann, zählte unter die entschiedenen Katholiken; „es war ihm eine Freude, in der Hauskapelle der heiligen Messe zu dienen und er that es mit so rührender Andacht, daß die Priester davon erbaut wurden. Die Mutter, eine Tochter des Chur-Mainzischen Hofrathes Kestling, war eine wohlergogene Frau, die es verstand, nicht nur durch ihr Wort, mehr noch durch ihr Beispiel, die Flamme der Gottesfurcht auf dem häuslichen Herde zu nähren und zu pflegen.“ Der Liebreiz, der den Cardinal auch in seinem späteren Alter nicht verließ, war schon damals über den Knaben ausgegossen; er war der Mittelpunkt seines häuslichen Kreises, dem „die Liebe der Eltern und Geschwister, der Lehrer und Freunde, der Diener und selbst der Haustiere zugewandt war.“ Allein in dem Knaben regte sich eine äußerst lebhafte und wilde, wenn auch tief poetische, Natur. Um seinem „sprühenden Muthwillen einen Zügel anzulegen, wurde er ungewöhnlich frühe zur Schule geschickt, in welcher er bei mangelhaftem Fleiße einen vorzüglichen Platz behauptete; als der Erste aber, obwohl der Jüngste unter den Kameraden, bezeugte er sich unbedingt außer der

Schule, da er in allen Schlachten, die sie lieferten, der Feldherr, bei allen Streitigkeiten der Worführer, und von den meisten Schelmenstreichen der Anführer war.“ Auch ein Hofmeister verstand ihn nicht zu zähmen und so ward er endlich dem Vikar Büttner in dem Dorfe Velen zur Erziehung übergeben. Obwohl aber derselbe eine Lehranstalt vom besten Ruf unterhielt, wollte ihm bei dem siebenjährigen Knaben wenig gelingen. „In Melchiors Kinderseele lag neben dem offenen Freiheitsdrange eine tiefe, stille Sehnsucht, in dem Buche der Natur zu lesen, seine dunklen Blätter zu entfalten, seine geheimnisvollen Stellen zu verstehen. Er ging stets auf Entdeckungen aus und suchte bald verborgene Quellen, bald ungetannte Thalschluchten, bald seltene Kräuter und Steine. In dem Umkreise von einer Stunde war kein Baum, den er nicht kannte, und Vikar Büttner sah sich oft zu strafen genötigt: weil sein Zögling sich vor Tagesanbruch hinausstahl in die frische erwachende Natur, den Gesang der Lerchen zu behorchen, oder zur Nachtszeit heimlich auf das Dach des Hauses kletterte, um in den Sternenhimmel zu sehen. Oft sprach Diepenbrock später von dieser tiefen Sehnsucht seiner Kinderjahre und von dem gewaltigen Zauber, den der Wald mit seinen wunderbaren Düften und Klängen und seinem geheimnisvollen Wehen und Rauschen auf ihn übte. Die Natur redete mit tausend Stimmen zu seinem Herzen, und sein Leben und Schwelgen in ihr war ein immer steigendes, unbeschiedigtes Verlangen und Bedürfen, so daß er oft, wenn er sich in den Wipfeln der Bäume wiegte, mit schmerzlichem Neide dem Vogel nachsah, der, glücklicher als er, die Luft durchschiffen konnte. Wenn sich aber der Knabe durch sein ruheloses Treiben nicht befriedigt fühlte, so war dies begreiflicher Weise bei dem Lehrer noch weniger der Fall, der später noch oft seiner Mentorsleiden gedachte und von der Wanderslust und den wunderlichen Streichen und dem Jagen nach Abenteuern und Gefahren und dem eigenen Entsezen sprach, mit welchem er seinen wilden Zögling in den Zweigen der höchsten Eichen sitzen, oder gleich einem Nachtwandler über die Dächer der Häuser klettern sah. Ein solches Wagniß im Klettern war es denn auch, was unsern jungen Helden aus seinem ländlichen Aufenthalte in Velen hinwegführte.“

„Die Thurmuhrr des gräflichen Schlosses hatte nämlich ein Glockenspiel, das Melchior, da es selten aufgezogen wurde, nur durch Tradition kannte. Die stummen Glocken lagen ihm stets im Sinne. Er hätte ihre gefangenen Töne gar zu gern in Freiheit gesetzt, um zu hören, wie sie klängen, aber jeder Versuch, den Thurmchlüssel zu erlangen, war vergeblich. Da tönte eines schönen Sonntags um die Mittagsstunde das Glockenspiel plötzlich hell und klar von seiner Höhe. Die Ueberraschung war allgemein und im Schlosse nur um so größer, als der Thurmchlüssel unverrückt an seinem Platze lag und die Thurmthür fest verschlossen war. Alle Schloß- und Dorfbewohner versammelten sich und besprachen das wunderbare Ereigniß, während die Glocken nicht müde wurden, ihre schönsten Stückchen aufzuspielen. Wer in alle Welt konnte sie in Bewegung setzen? Es war entweder der böse Feind oder Büttners wilder Melchior, darin kamen alle überein. Und der Letztere war es in der That. Da er die Schlüssel nicht erhalten konnte, hatte er den rasenden Entschluß gefaßt, den Thurm von Außen zu erklettern, und es gelang ihm auch mit Hilfe seines Schutzenengels, wenn schon in unbegreiflicher Weise. Als man, das Räthsel zu lösen, den Thurm geöffnet und erstiegen hatte, befand sich Melchior noch mitten in seinen musikalischen Beschäftigungen und erzählte denen, die ihn mit Fragen bestürmten, lachend die Details einer Unternehmung, welche alle, die davon hörten, mit Entsetzen erfüllte und noch heute im Dorfe Belsen nicht vergessen ist. Viskar Büttner aber glaubte nach diesem Thurmabenteuer keinen Augenblick länger für das Leben und die gefunden Glieder seines Zöglings verantwortlich bleiben zu können und unterhandelte sofort über dessen Rücknahme. Als sie wirklich erfolgte, entließ er den Knaben, den er liebte, mit seinem besten Segen und der Prophezeiung, daß wohl einmal etwas Großes aus ihm werden könnte, vielleicht aber auch — ein großer Taugenichts.“

Nach kurzem Aufenthalte im elterlichen Hause kam Melchior in ein damals bei Münster bestehendes Knabeninstitut, welches unter der Leitung französischer emigrirter Geistlichen stand, und zu den gesuchtesten im Lande gehörte. Doch auch von hier wurde er nach neun Monaten mit dem

Bemerken entlassen, daß sein wilder Freiheitssinn und tollkühner Unternehmungsgeist, besonders aber sein Mangel an Gehorsam, ihn nicht für die Erziehung in einem Institute eigne, daher man sich veranlaßt sähe, ihn zurückzuschicken.

Allein auch diesmal währte Diepenbrocks Leben im Vaterhause nicht lange. Eine neue Idee erfüllte seine Seele, er wollte Soldat werden. Obwohl dieser Wunsch von den Eltern nicht gebilligt wurde, wußte er ihn doch durchzusetzen und trat im Jahre 1810 in das militärische Lyceum zu Bonn, welches das französische Gouvernement dort errichtet hatte. Wenn man auch nicht sagen kann, daß sich Melchior nicht der Subordination beugte, konnte er sich doch nicht jene ängstliche Pünktlichkeit aneignen, welche daselbst in allen, selbst den geringfügigsten Dingen, pedantisch gefordert wurde. „Er zog sich daher Rügen zu, fiel dadurch allmälig in Strafen, diese weckten seinen Troz, während dieser Troz neue Strafen hervorrief, so daß ihn die Kunde, der Kaiser komme nach Bonn und werde bei seiner Ankunft durch die unter den Waffen stehenden Reihen der Eleven des Lyceums reiten, im Arrest fand; wo er einen wiederholten längeren Aufenthalt genommen und sich den Kopf an der Wand zerschellt hätte, wäre es seinen verzweifelten Bitten und der Verwendung eines in Bonn anwesenden älteren Bruders nicht gelungen, ihm für diesen wichtigen Tag die Freiheit zu erwirken. Da ein Theil der älteren Eleven bei dieser Gelegenheit eine Anstellung in der Armee nachsuchte; glaubte Melchior, die gleiche Bitte stellen zu dürfen. Sie wurde ihm nicht gewährt und diese Abweisung verletzte ihn um so tiefer, als er ihren Grund weniger in seiner Jugend, als in dem Uebelwollen seiner Vorgesetzten, suchte, eine Meinung, welche so ungünstig auf seine Haltung gegen dieselben wirkte, daß er kurz darauf, als er sein vive l'empereur begeisterungsvoll gerufen, wegen Indisciplin aus dem Lyceum entlassen wurde. Diesmal war ihm doch ein wenig bange vor der Heimkehr. Er suchte sich daher ein Quartierbillet zu verschaffen, mit dem er bei einbrechender Dunkelheit als französische Einquartierung in's väterliche Haus kam. Man wunderte sich über den späten Gast und ließ ihn in's Wohnzimmer treten, wo der blutjunge Soldat, der kein Wort deutsch verstand, nicht lange parlirte, als Schwester Apollonia ihm tiefer in

die Augen sah und ausrief: „Ach Melchior, du bist's ja! sprich nur deutsch.“ Und Melchior sprach deutsch und entdeckte Alles. Da ward die Mutter ins Geheimniß gezogen, der Vater verfehnt und so die Sache zu einem guten Ende geführt.“

Man beschäftigte nun den Heimgelehrten in einem Domänen-Bureau, wo er Anfangs zwar gute, aber von der Trockenheit des Geschäftes abgestoßen, keineswegs freudige Dienste leistete. Zahlschreiben und Rubrikenausfüllen war keine Arbeit für Melchior. Der Vater erkannte das auch und stellte ihn unter die Leitung Startings, eines jungen und gebildeten Mannes, der, mehr Freund als Lehrer, ihm sein Studium lieb zu machen wußte. Es war ein autodidaktischer Kreisgang, in dem er sich bewegte, dem er aber mehr als jedem früheren Schulunterrichte verdankte.

Unterdessen hatte sich im deutschen Vaterlande die bekannte großartige Bewegung gegen den französischen Gewaltherrn erhoben. Diepenbrock trat bei der Errichtung der Landwehr in das Bataillon seines Kreises als Lieutenant ein. Beim Regiment war er beliebt, sowohl bei den Vorgesetzten als bei den Kameraden, am meisten aber bei seinen Untergebenen, obgleich er die Gesetze der Subordination, deren Beobachtung ihm selbst so schwer wurde, so strenge handhabte, daß er gegen einen Soldaten, der sie verletzte, den Degen zog und ihn, wenn auch nicht bedeutend, doch in der Art verwundete, daß der Mann einige Tage dienstunfähig wurde. Der raschen That folgte bittere Rache. Melchior gab dem Soldaten jede mögliche Satisfaktion, er besuchte, pflegte und beschenkte ihn; was von diesem so wenig vergessen wurde, daß der wilde Lieutenant, als er den fürstbischöflichen Stuhl bestieg, von dem einst durch ihn Verwundeten einen Gratulationsbrief erhielt, den er mit einem eigenhändigen Schreiben und einem Geldgeschenk erwiederte.

Nach Rückkehr der Landwehr trat Diepenbrock mit gleichem Range in ein Linienregiment, welches einen damals oft wechselnden Aufenthalt in Frankreich hatte. Der Garnison- und Camaschen-Dienst bekam ihm nicht gut. Seinem kühnen, lebendigen Geiste lag unter solchen Umständen die Gefahr zu extravagiren ganz nahe. Er wurde in Streitigkeiten und Duelle verwickelt, ließ sich verschiedene Exesse zu

Schulden kommen, am meisten aber versündigte er sich gegen die Gesetze der Subordination, und eine dieser Vergehungen war so ernster Natur, daß sie, wäre nicht Gnade für Recht ergangen, eine lange Festungsstrafe nach sich gezogen haben würde. Da seine Vorgesetzten ihn liebten und die Sache zu unterdrücken wünschten, riethen sie ihm, den Abschied zu nehmen, was er auch that. Heimgekehrt beschäftigte sich Melchior größtentheils mit der Jagd, trieb wohl auch ein wenig Landwirthschaft, ein wenig Poesie, mitunter auch ernstere Studien, namentlich neuere Sprachen, die er liebte und für welche er ein seltenes Talent besaß. Aber er war ohne Lebenszweck und Ziel und es schien ihm auch nicht der Mühe werth, dergleichen zu suchen und zu verfolgen.

Nun war jedoch der Zeitpunkt herangekommen, wo die göttliche Gnade den Jüngling, der bei seinen herrlichen Anlagen, bei seinem unverkennbar edlem Herzen bis jetzt ein so regelloses Leben geführt, ebenso unerwartet als mächtig ergreifen und für immer zu ihrem Dienste gewinnen sollte. Sailer kam im Jahre 1817 in das väterliche Haus. Wie es ihm gelungen, den bis dahin unbezwungenen jungen Mann im Verlaufe von wenigen Stunden in seinen Kreis zu hansen, ist bis zur Stunde unerklärt. „Melchior suchte Anfangs den ehrwürdigen Gast seines Vaters, gegen den er bittere Vorurtheile hegte, zu vermeiden. Als Sailer in das Haus kam, ging er hinaus, und konnte nur durch viele Bitten und Vorstellungen seines älteren Bruders Bernard dahin gebracht werden, mindestens bei Tische zu erscheinen. Aber er wußte sich dem geistlichen Herrn so ferne zu halten, daß dieser das Wort nicht an ihn zu richten vermochte. Gegen Ende der Mahlzeit stand Sailer plötzlich auf, näherte sich ihm und sagte, indem er ihn freundlich unter die Arme nahm: Lieber Melchior, wollen wir nicht ein wenig spazieren gehen? Einer Aufforderung, welcher dieser stillschweigend und fast willenslos folgte. Dieser Spaziergang, der kaum eine halbe Stunde währte, bildete den Wendepunkt in Melchiors Leben, das von nun an eine andere Richtung, eine höhere Bedeutung gewann. Am Tage nach dieser Unterredung ging er zur Beichte und erschien nach langer Zeit zum ersten Male wieder am Tische des Herrn, fest entschlossen, den schmalen Weg, auf welchem er mit einem: Hilf mir, daß

ich nicht sinke, sich fest an Sailer klammerte, der es wohl verstand, ihn auf jenen höheren Helfer hinzuweisen, an welchen einst Petrus auf den Wellen des galiläischen Meeres den ähnlichen Hilferuf gerichtet.“

„Nach kurzem Aufenthalte nahm Sailer Abschied von einer Familie, der er so viel, von Melchior, dem er fast Alles geworden war und der sich in diese Trennung nicht zu finden wußte. Ich fühlte mich, als Sailer fort war — sagte er später — so einsam und verlassen, wie ein Kind, das sich im Walde verloren hat. Meine Sehnsucht nach ihm steigerte sich mit jedem Tage und nahm mich endlich so ganz und gar in Besitz, daß ich daran gestorben wäre, hätte ich ihrem mächtigen Zuge nicht nachfolgen können. Er durfte diesem Zuge aber folgen, denn der Vater gestattete ihm, nach Landshut zu gehen um Cameralia zu hören. Dort lebte er nun still und zurückgezogen, nur in Sailers Umgang, seinen Studien, bis er im Jahre 1819 wieder in die Heimat zurückkehrte, um sich für die Wahl eines Berufes zu entscheiden.“

In dieser Zeit wurde er durch seinen Freund, Clemens Brentano, bei Katharina Emmerich eingeführt. Nach der Erzählung Brentanos hätte Melchior den Letzteren bis vor die Thüre des Hauses begleitet und dort seine Rückkehr erwartet. „Als Clemens vor Katharina Emmerich erschien, sagte ihm diese: Warum weilst du den jungen Mann vor der Thüre, lasse ihn hereinkommen. Und Melchior, von seinem Freunde geholt, war nicht so bald eingetreten, als ihre Wunden zu bluten begannen und sie sich in freudiger Begeisterung erhob und den Kommenden als ein ausgewähltes Werkzeug Gottes begrüßte. Auch eine Prophezeiung, wie Clemens zu verstehen gab, sollte sich an diesen Gruß geknüpft haben und Melchior von dem Allen so erschüttert worden sein, daß er, auf seinen Begleiter gestützt, tottenbläß das Haus verlassen.“ — Wenn Diepenbrock später gegen seinen Willen genöthigt wurde, über diesen Gegenstand sich auszulassen, so konnte man aus dem, was er sagte, wenigstens so viel entnehmen, daß er in Dülmen einen tiefen, nachhaltigen Eindruck empfangen. Bald darauf fasste er den Entschluß, Priester zu werden.

Er hieß sich zu diesem Endzwecke einige Zeit im Clerical-Seminar zu Mainz, später in Münster auf, bis ihn sein Verlangen nach Regensburg zog, wo Sailer seit 1821 als Domherr und bald darauf als Weihbischof und Coadjutor wirkte. Diese Wiedervereinigung sollte nur mehr durch den Tod gelöst werden. Am 27. Dezember 1823 empfing der nachmalige Cardinal das heilige Sakrament der Priesterweihe. „Leider sollte ein heißer Schmerzenstropfen in den Freudentisch jener heiligen Tage fallen durch den Tod der frommen, edlen Mutter, welcher das Glück nicht beschieden war, den geliebten Sohn ihres Herzens, um den sie so oft mit Mutterangst gebetet und geweint, als einen Wiedergeborenen im Priesterkleide zu sehen. Die Trauerkunde erhielt Melchior wenige Tage vor Empfang der heiligen Weihen und sie traf ihn schwer. Wenn sie aber den tief und innig Empfindenden zu jeder anderen Zeit vielleicht zu Boden geworfen hätte, könnte sie jetzt seine fromme Stimmung nur erhöhen. Melchior war damals unbeschreiblich rührend — sagte Sailer — und wie verklärt in dem Schmerze, den er Gott zum Opfer brachte, vor dessen Altar er am hl. Dreikönigstage 1824 zum ersten Male als ein geweihter Priester trat. — Er blieb von nun an in Regensburg und zog ganz in Sailers Haus, wo er die Stelle eines Sekretärs, eines Sohnes, und, wir dürfen hinzusetzen, eines treuen Gehilfen bekleidete.“

Diepenbrocks Verhältniß zu Sailer war ein, wenn auch im höheren, doch im eigentlichen, Sinne des Wortes wahrhaft kindliches. Der fürstliche Biograph hat denselben ein eigenes Kapitel gewidmet, das an Zartheit zu den schönsten Abschnitten dieses herrlichen Buches gehört. Melchior selbst hatte, nachdem er sich für den priesterlichen Beruf einmal entschieden, seine reichen geistigen Kräfte auf das hingewendet, was dieser Beruf fordert und nicht nur seine Studienzeit wohl angewendet, sondern auch nachmals nie aufgehört, sich wissenschaftlich fortzubilden. Sowohl seine neue Ausgabe der Schriften „Heinrich Susos“, als sein „geistlicher Blumenstrauß“ legen dafür lebendiges Zeugniß ab.

Man war auf den geistvollen, frommen Priester höchsten Orts bald aufmerksam geworden. König Ludwig wollte ihn gleich nach seiner Thronbesteigung zum Domherrn in

Regensburg ernennen. Allein es vergingen Jahre, bis es gelang, Diepenbrocks Widerstreben gegen derlei Ehren und Stellungen zu brechen. Erst im Jahre 1829 wurde der neue Domherr installirt und nur dem energischen Auftreten Wittmanns ist es zu verdanken, daß es zu dem Rücktritte, welchen Melchior ein Jahr später nehmen wollte, nicht kam. Diepenbrocks Eintritt in das Domkapitel änderte nichts in seinem Verhältnisse zu Sailer. Er blieb bis zu des Letztern Tode, der am 20. Mai 1832 erfolgte, was er bisher gewesen war, Sohn, Sekretär, Gehilfe. Nach neun Monaten folgte Sailer Wittmann, bevor seine Präconisation von Rom eingelangt war, in das Grab nach. Auf seinem Sterbebette trug er dem Regierungspräsidenten Schenk als letzte, dringende Bitte an den König auf, Diepenbrock für den bischöflichen Stuhl von Regensburg zu bestimmen. Allein Schenk hatte seine Bedenken und Diepenbrock selbst hatte, als er von der Sache erfahren, nichts Angelegenlicheres zu thun, als die Wahl des Königs von sich ab und auf Schwäbel hinzulenken. Es gelang ihm auch. Nur nach großem Widerstreben vermochte ihn der König bald darauf zu bewegen, die erledigte Domdekanatei von Regensburg anzunehmen.

„Mit welcher Gewandtheit, Umsicht und Treue, sagt die Biographie, Diepenbrock an der Seite eines Bischofs, der ihn ehrte, und eines Domkapitels, das ihn liebte, gewirkt hat und mit welcher Entschiedenheit er für die unveräußerlichen Rechte der Kirche eingetreten, wo es noth war, ist bekannt und selbst seine damaligen Gegner werden ihm das anerkennende Zeugniß nicht versagen. Besonders groß war das Ansehen, welches er in der Diöceſe genoß und das keineswegs allein oder auch nur vorzugsweise in der Stellung seinen Grund hatte, die er einnahm, sondern durch seine Persönlichkeit erzeugt wurde. Es drängt uns, hier eines Vorfallen zu erwähnen, der einen klaren Beweis dafür gibt und nachmals oft zu Scherzen Veranlassung werden mußte. Als Diepenbrock noch Sekretär war, besuchte ihn zuweilen ein Landpfarrer, der, früher schwäbischer Bauer, erst als er das väterliche Haus übernehmen und eine Braut heimführen sollte, sich seines priesterlichen Berufes bewußt wurde, den er durch seltene Beharrlichkeit und unsägliche Anstrengung noch im Mannesalter erreichte und dessen Pflichten er in

achtbarer Weise erfüllte. Dieser Pfarrer war ein wunderlicher, derber Mann, zu dessen Eigenthümlichkeiten es auch gehörte, daß er nichts that ohne Diepenbrock und alle seine kleinen Angelegenheiten einige Stunden Wegs zu demselben trug, der mit ihm mehr Geduld hatte, als mit manchem Höheren, ihn stets freundlich empfing, ihm überall zu ratheen und zu helfen suchte und, war er guter Laune, ihn auch manchmal ein wenig zu necken liebte, wobei dem guten Pfarrer immer das Herz im Leibe zu laufen schien. Einmal aber ging die Sache schief. Herr Sch.... hatte etwas Unpassendes gethan, worüber ihm Diepenbrock einige ernste Worte sagen zu müssen glaubte, Worte, welche einen so unerwarteten, ja unbegreiflichen Eindruck auf den armen Pfarrer machten, daß der derbe, baumstarke Mann aus Schreck darüber ohnmächtig wurde und zu Boden gestürzt wäre, hätte ihn Diepenbrock nicht rechtzeitig aufgefangen. Als dieser sonderbare Vorfall einmal in Gegenwart desselben Pfarrers besprochen wurde, fragte Diepenbrock, noch immer reumüthig und betrübt darüber: Aber sagen sie mir nur, lieber Sch...., habe ich Sie denn wirklich hart angelassen? ich glaube Ihnen kein rauhes Wort gesagt zu haben! Nein, erwiderte der gutmütige Mann, nein, das haben sie wirklich nicht. Kein unebenes Wörtchen haben Sie mir gesagt, aber gar wundersam ernsthaft haben Sie mich angeschaut und da bin ich so erschrocken, daß es mir schwarz vor den Augen wurde. Auch ein vieljähriger treuer Freund und College Diepenbrocks, ein Domkapitular, pflegte zu sagen: daß er Niemand auf Erden jemals gefürchtet habe, als den Domdechanten, von dem ein scharf betontes Wort, ein strenger Blick, ihn so niederwerfen konnte, daß er sich nicht eines Lautes dagegen mächtig fühlte. Sein Wort und sein Blick haben eine Macht — sagt er — welcher man nicht widerstehen kann, er ist ein geborner Imperator. Sailer pflegte bei solchen Aufzehrungen, dann auch wohl über die eigenthümliche merkwürdige Magie in Diepenbrocks Wesen, über das Bewältigende seines Ernstes und über das Bestechende seiner Freundlichkeit zu sprechen. Gott hat ihm Gewalt über das Menschenherz gegeben — sagte er — eine Gewalt, die er selbst nicht kennt und daher viel zu wenig und nie mit Absicht gebraucht. Möchte er sie einst erkennen und gebrauchen lernen. Er

würde Großes erzielen, würde Erfolge haben, wie sie nur Wenigen beschieden sind. Auch in seiner nachmaligen Stellung, wenn Diepenbrock mit hohen wie den höchsten Personen zusammenkam, war die Macht seiner Persönlichkeit sichtbar. Und wenn seine weise Bescheidenheit auch bei dem wohlwollendsten Entgegenkommen die Grenzen des Rangverhältnisses nicht einen Augenblick vergaß, erschien er doch nie wie ein Untergeordneter und Zweiter in der Gesellschaft." Referenten war es nur ein einziges Mal gegönnt, von dem Fürstbischofe auf ein paar Minuten in Wien, wo er damals verweilte, empfangen zu werden und auch in seinem Herzen ist die Erscheinung des seltenen Mannes nie mehr erloschen.

Die Zeit, welche Diepenbrock als Domdechant unter Schwäbels, seines alten Freundes, bischöflichem Regemente verlebte, war wol jedenfalls die harmloseste und ruhigste seines Lebens. Allerdings hatte man schon nach dem Tode des Fürstbischofes, Grafen Sedlnitzky, beantragt, ihn auf den berühmten Stuhl von Breslau zu erheben; allein die damaligen Verhältnisse Preußens unterstützten nur zu gut Diepenbrocks Widerstreben gegen die Annahme einer solchen Würde. „Nach Schwäbels Tode jedoch wurde die Lage des Domdechanten eine trübe, fast peinliche, und auch die Ankunft des neuen Bischofes änderte sie nicht." — —

„Wer gewöhnt ist, alles, was geschieht, aus einem höheren Gesichtspunkte zu betrachten, der wird auch in dieser allmäßigen Lösung früherer liebgewordener Verhältnisse die stille, ungeahnte Vorbereitung für die große Mission erkennen, deren Ruf bald und mit unabweisbarer Entschiedenheit an Diepenbrock herantreten sollte!"

Fürstbischof Knauer hatte nämlich nur dreizehn Monate seines Amtes gewaltet und durch seinen Tod den Sitz von Breslau wieder erledigt. Am 15. Jänner 1845 einigten sich nun die Stimmen des Kapitels auf Melchior von Diepenbrock. Mit Recht befürchtete man, der Erwählte würde gegen die Annahme der ihm zugedachten hohen Stellung mit allen Kräften sich wehren. Erst der ausdrückliche Befehl des heiligen Vaters: „Gehe hin, mein Sohn und bestrebe dich durch Angemessenheit und Wahrheit der Lehre das Schwache zu stärken, das Wankende zu befestigen, das Verkehrte zurechtzubringen und durch Wort und Beispiel

die anvertraute Heerde der wahren Frömmigkeit zu gewinnen, in der heiligen Liebe zu entzünden und so zu den ewigen Tristen zu leiten," vermochte ihn, sein Bangen zu überwinden, das Opfer seines Willens, seiner Wünsche, ja seiner Person zu bringen.

Was nun Melchior in Breslau gewirkt, mit welchem Muthe er den christusfeindlichen Tendenzen der Zeit entgegengetreten, mit welch' apostolischer Liebe und Wille er seine Heerde geweidet, lebt noch wohl frisch in dem Gedächtnisse Aller, die sich mit den kirchlichen Verhältnissen jener Zeiten beschäftigt haben und kann und soll in dem trefflichen Buche selber nachgelesen werden. Wir wollen nur noch gedenken, wie der hohe Verbliche im Jahre 1850, auch nur nach langem Widerstreben, mit der Cardinalswürde geschmückt wurde, wie er sogar den König anging, diese Erhebung zu hintertreiben und wie der Monarch, gleich ehrend für ihn selber, wie für Diepenbrock, in das Ansinnen nicht einging, sondern erst zwei Monate darauf, nachdem der Gefeierte schon eingewilligt hatte, unter anderm antwortete: „Ich muß gestehen, daß ich vor Freude über die Coincidenz der päpstlichen Ansichten mit den meinigen alle Ihre Tribulationen vergessen habe, zumal ich bald darauf durch Sie erfuhr, daß Sie sich in Gehorsam dem Willen des h. Stuhles gebeugt. Da nunmehr Alles in Ordnung ist, so müssen Sie, Eminentissime princeps! es schon leiden, daß ich Ew. Eminenz aus dem Grunde meines Herzens meinen freudigen Glückwunsch ausspreche. Er ist wahrhaftig aufrichtig und vom echtesten Gepräge. Ich wünsche auch der deutschen Kirche Glück zu Ihrer Erhebung und dem Breslauer Stuhl, auf dem seit dem Grafen von Sinzendorf kein Cardinal gesessen ist. Aber auch mir wünsche ich Glück, theuerster Fürst! daß einer meiner treuesten und liebsten Freunde mit der höchsten Kirchenwürde Roms bekleidet ist und dadurch an Ansehen und Gewicht gewinnt. In einer Zeit, wo so Viele, vom Parteiwahn sinn verderbt, das Demoliren meines Hauses als Königstreue ausschreien, kann ich's nur mit herztäckernder Rührung sehen, wie ein Fürst der Kirche, zu der ich nicht gehöre, an der Spitze alles Edlen, Treuen und Gewissen steht, welches allein aus dem lautern Born des Christenthums fließt. Daher der Werth, den jedes liebe

Wort, welches von Ihnen ausgeht, für mich hat; daher die lebhafte Dankbarkeit, mit der ich solche Worte empfange und beantworte.“

Die häufigen Todesahnungen des großen Cardinals sollten sich jedoch bald erfüllen, der Herr hatte beschlossen, ihn mit dem unvergänglichen Purpur zu schmücken. Das Gold seines Herzen wurde durch ein äußerst schmerzliches Siechthum von allen Schlacken gereinigt. Die Theilnahme, welche der hohe Kranke fand, war eine tiefre und allgemeine; er selbst aber trug „geduldig dem Erlöser sein Kreuz nach, so daß alle die brausenden Wogen seiner Jugend eine nach der andern sich legten und sein Leben endlich gleich einem schönen, ruhigen, klaren Strome in das Meer der Ewigkeit hinübersloß.“

„In der Nacht vom 19. zum 20. Jänner 1853 fragte der Cardinal oft nach der Zeit. Eine unaussprechliche Sehnsucht nach Erlösung malte sich in seinen Zügen, zu wiederholten Malen drückte er das Crucifix, das er in seiner Hand hielt, mit Innigkeit an Herz und Mund und rief: O mein Jesu, komm, komm! Um Mitternacht offenbarten sich die Zeichen des nahenden Todes und die kleine Hausgemeinde kniete nun um das Bett ihres sterbenden Bischofes, der noch mit vernehmlicher Stimme den Anfang der Litanei zu allen Heiligen mitbetete. Heilige Maria, das war sein letztes Wort. Still und unvermerkt lösten sich seine verglimmenden Lebenskräfte und fünfzehn Minuten nach der zweiten Morgenstunde des zwanzigsten Januar hatte sich der Geist losgerungen von dem zermarterten Körper und der himmlische Friede auf dem verblichenen Angesicht sagte denen, die um ihn weinten: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Der hohe Biograph führt in der meisterhaften Vorrede zu dem herrlichen Buche eine Stelle aus dem Nachrufe, den die historisch-politischen Blätter dem Cardinale widmeten und in welcher er mit wenigen geistreichen Worten dem Leben nach geschildert ist, an. Wir glauben mit ihnen unser Referat am Besten beschließen zu können. Sie lauten:

„Vollkommener Ritter und frommer Priester, gewandter Weltmann und praktisch Gelehrter, begeisterter Dichter und Vater der Armen — war er ein ganzer Mann für den dornenvollsten Thron in der Kirche unserer Tage.“

Hirscher Dr. Johann Baptist, Hauptstücke des christlichen Glaubens für Schule und Haus. Tübingen, 1857. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. Laupp und Siebel. S. X. und 466.

Ein Werk des hochwürdigen Domdekanus von Hirscher erregt stets und zwar mit Recht Aufsehen in der katholischen Literatur. Der greise Autor hat zu einer Zeit, wo für den Kampf auf dem Felde des positiven Christenthums gerade keine Lorbeeren zu ernten waren, für die gute Sache so tapfer gestritten, wo er in irgend einem Irrthume gefangen und von der Kirche darauf aufmerksam gemacht wurde, so freudig widerrufen und besitzt unstreitig eine so besondere Gabe, für die gebildeteren Classen der Gesellschaft zu schreiben, daß er die gerechte Verehrung aller Billigdenkenden verdient. Seine „Moral,“ seine „Betrachtungen über die Sonntags- und Fastenevangelien“ werden immerhin eine bedeutende Stellung einnehmen und wenn sich der Kampf der Gegenwart in Etwas abgeklärt hat, auch in gewisser Richtung mehrere Beachtung finden. Das „gegenwärtige Handbuch der christ-katholischen Religion“ hatte er schon vor zwanzig Jahren geschrieben, zurückgelegt und wieder vorgenommen, um es in verbesserter Gestalt vor die Öffentlichkeit zu bringen.

Seine Behandlung der katholischen Glaubenslehre schließt sich streng an das apostolische Glaubensbekenntniß an und zerfällt demgemäß in vier Haupttheile, deren erster von Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, deren zweiter von Jesus Christus, seinem eingebornen Sohne unserm Herrn, deren dritter von dem heiligen Geiste und der Kirche und deren vierter von der allerheiligsten Dreifaltigkeit handelt. Das erste Hauptstück des ersten Theiles bespricht Gott an sich, das Sein und die Natur desselben, das zweite Gott als Schöpfer, das dritte, Gott als Erhalter und Regenten der Welt. Der zweite Theil führt im ersten Hauptstücke den Urzustand und Fall der Engel und des Menschen aus, im zweiten handelt er von der Erlösung des Menschen, und bespricht die natürlichen Vorkehrungen Gottes hiefür, während die übernatürlichen und positiven Anstalten Gottes zur Erlösung des Menschen sieben Abschnitte und die Erfüllung derselben zwei Abschnitte und einen Anhang einnehmen. Der dritte Theil zeigt die Fortdauer des

Erlösungswerkes Christi durch den heiligen Geist und die Kirche, während der letzte Theil die Trinitätslehre bespricht.

Der praktische Takt Hirschers ist aus seinen früheren Schriften zur Genüge bekannt. Auch in dem vorliegenden Buche verfehlt der hochwürdige Herr Verfasser nicht, an die einzelnen Glaubenslehre treffende und für den Unterricht sehr brauchbare Reflexionen zu knüpfen. So gibt er z. B. S. 209 folgende praktische Folgerungen aus der Lehre von der Erbsünde.

„Ob es von Wichtigkeit sei, an die Erbsünde zu glauben? — Gewiß.

Einmal schon, wenn du dein neugebornes Kind mit Liebe anschauft, so ist deine Freude keine ungetrübte, weil du weißt, daß Schuld Verderbnis und Gottes Missfallen auf ihm ruht. Du säumest darum nicht, das Theure zur heiligen Taufe zu tragen, damit es aus dem Wasser und heiligen Geiste wiedergeboren, und in Christo ein Gegenstand der Huld und Gnade Gottes werde.

Dann weiter, wenn du an eine Abschwächung insbesondere deiner geistigen Kräfte glaubst, so weißt du, daß du aus dir selbst allein etwas Gutes zu denken oder zu thun nicht vermagst. Nun wirst du mit höchster Begierde nach dem Evangelium und seiner Wahrheit, Kraft und Gnade greifen. Du wirst Christ sein, weil von der tiefsten Überzeugung deiner eigenen Ohnmacht und Nichtigkeit getrieben. Es ist Niemand Christ, welcher seine Noth nicht fühlt und bekennt. So ist also der Glaube an die Erbsünde die Voraussetzung und Bedingung alles lebendigen Ergreifens Christi und der Wahrheit und Gnade des Vaters in Ihm.

Weiter. Glaubst du an die Erbsünde nicht, so ist dir, um zu deinem Ziele zu gelangen nichts nothwendig, als daß sich deine Natur gehörig entwickele, und es bedarf dazu nichts weiter, als daß du ihr die Mittel der Entwicklung gibest, und als weiser Gärtner da oder dort einen sich zeigenden Auswuchs beschneidest. Glaubst du dagegen an eine Erbsünde, so bauest du nicht auf eine naturgemäße Entwicklung, und hoffest nichts von einer jeweiligen Beschnidung von Auswüchsen, sondern erkennest, daß das erste Nothwendige zum ewigen Leben sei, eine volle innere

Neuschaffung, eine Wiedergeburt aus dem Wasser und heiligen Geiste, und daß die Auswüchse nicht von außen abgeschnitten, sondern von innen heraus verhindert und geheilt werden müssen, nach dem Worte: „Was vom Fleische geboren ist, ist Fleisch; was vom Geiste geboren ist, ist Geist.“ Joh. 3, 6. Was Geist und Gotteskindschaft sein soll, muß vom Geiste, muß aus Gott geboren werden.

Ferner: Wenn du an die Erbsünde nicht glaubst, so liegt die Kraft des Guten in dir, und wenn du Gutes thust, so zollest du dir selbst Beifall, und gibst die Ehre dir selbst. Glaubst du dagegen an die Erbsünde, so sprichst du mit dem Apostel: „Nicht, als ob wir tüchtig wären, aus uns selbst etwas auszudenken, als aus eigener Kraft; unsere Tüchtigkeit ist vielmehr aus Gott.“ 2 Cor. 3, 5. Und: „Gott ist es, welcher das Wollen und das Vollbringen wirkt, nach seinem Wohlgefallen.“ Phil. 2, 13. Eine tiefe Demuth durchweht also, wenn wir an die Erbsünde glauben, unser ganzes Wesen, und wir rühmen, wenn wir Gutes thun, nicht uns selbst, sondern danken Gott dafür, und preisen Gott darum.

Ferner: Wenn du an die Erbsünde nicht glaubst, so bist du getrost und ruhig, so du dich keiner merklichen unsittlichen Handlung schuldig weißt, und vergistest tiefer auf den Grund deiner Seele hinabzudringen. Anders, wenn du von dem Glauben an ein Erbverderbniß ausgehest. Da weißt du, daß du, wenn du dir auch keines Fehlers bewußt wärst, dich das noch nicht rechtfertigte, daß vielmehr der unerkannten Beflecktheiten noch genug vorhanden sind, ja daß du überhaupt nur in so weit rein bist, als die Gnade, wie Feuer, das Unreine in dir verzehrt hat. Stets betest du mit dem Psalmisten: „Siehe, in Missethat bin ich geboren, und in Sünde hat mich meine Mutter empfangen.“ Ps. 50, 7.

Noch mehr: Wenn du an eine Erbsünde nicht glaubst, so bist du mit dem Geschäfte deiner sittlichen Verbesserung bald am Ziele. Du bist zufrieden, wenn dein äußeres Leben durch grobe Verlegerungen des Sittengesetzes nicht befleckt ist. Glaubst du dagegen an die Erbsünde, so ist es

vornehmlich dein Herz und dessen Empfindungen, Regungen und Neigungen, was deinen sittlichen Ernst in Anspruch nimmt. Die immer wieder sich zeigenden Regungen der Selbstsucht und Sinnlichkeit werden dir zum Gegenstand eines lebenslänglichen Kampfes, und unter vieler Selbstbeobachtung und unter vielem Seufzen und Gebete kämpfst du ihn. „Schaffe in mir, rufst du tausend mal in dringendem Flehen aus, schaffe, o Herr! in mir ein reines Herz!“ Ps. 50, 12.

Auf der andern Seite aber wolle sich ja Keiner, der Sünde thut, mit seiner schwachen und verderbten Natur beschönigen. Diese Natur hatte schon Cain. Aber Gott spricht zu ihm: „Die Sünde liegt vor der Thüre, und hat Verlangen nach dir; du aber herrsche über sie!“ 1. Mos. 4, 7. Die ursprünglichen sittlichen Kräfte des Menschen sind zwar geschwächt, aber nicht vernichtet; und Gott ist stark in den Schwachen. Denen, die Ihn bitten, versagt er die Gnade nicht. 2. Cor. 12, 9. K. Rath v. Trient Sitz 6, Can. 3—6.

Was endlich den mit der Erbsünde über die Menschheit gekommenen Tod sammt seinem Jammergefolge betrifft, so ist es allein der Glaube an die Erbsünde, was diesen Nothstand zu erklären und zu rechtfertigen vermag. Siehe so viel Schmerz und Thränen in der Welt: Woher? — Von Gott nicht, sondern vom Menschen. Diese Antwort, wie wirkt sie so mächtig auf Geduld und Ergebenheit bei den Nothständen in der Welt — den eigenen und fremden!

Weiter. Der Tod — der bittere — ausnahmslos von Jahrtausend zu Jahrtausend über Alle herrschend, wenn er als Strafe der Erbsünde aufgefaßt wird, wie furchtbarr und groß stellt er die Gerechtigkeit Gottes vor Himmel und Erde dar! Ist das etwa wenig? Oder was kann der Welt die Furcht Gottes einslößen, wenn nicht dieses? —

Und, wenn ich selbst sterben muß, erleichtert es mir nicht den Tod, wenn ich denke: ich habe ihn verdient? — In dem Maße, als ich ein Gerechtigkeitsgefühl in mir trage, in dem Maße willig lege ich mein Leben hin: denn mir geschieht nur nach meiner Schuld. —

Unsere verehrten Leser mögen aus diesem nur obenhin gewählten Beispiele ersehen, wie viel Stoff für die eigene Betrachtung und für den religiösen Unterricht das Buch dem Seelsorger biete.

Siebenter Jahresbericht des Vereines zur Unterstüzung der armen Negerkinder. Köln, 1859. Druck und Commissions-Verlag von S. P. Bachem.

Das fromme Werk des ehrwürdigen Pater Olivier zur Loskaufung der Negerkinder ist für die Zukunft Afrikas von großer Bedeutung. Mit Recht bemerkt der vorliegende siebente Jahresbericht, daß nach den fürchterlichen Erfahrungen über das mörderische Klima jenes Welttheiles „nur die Neger und Negerinnen Olivieris der Mission in Central-Afrika dauernden Bestand gewähren können; denn nur sie allein werden im Stande sein, die Hindernisse, welche ihr Geburtsland dem Vordringen des Europäers entgegenstellt, zu überwinden. In Europa zu Missionären oder zu Lehrern und christlichen Handwerkern gebildet, werden sie selbst die Apostel ihrer Landsleute werden. Sie kennen die Sitten und Sprachen ihres Landes und stehen ihnen schon ihrer Hautfarbe nach nahe. Und wie in den Missionen anderer Länder die Ordensfrauen Europas in Schulen und Hospitalslern, so können die Negerinnen, die nach uns zugekommenen Berichten vielfach eine große Hinneigung zum Ordensstande äußern, die Trägerinnen der christlichen Cultur für Afrika werden.“

Es war nun zu wünschen, daß dem frommen Liebeswerke auch eine entsprechende Organisation gegeben werde. Dieß ist einerseits dadurch geschehen, daß sich nach dem Willen des heiligen Vaters der Orden der Trinitarier an der Sache betheiligt, und andererseits in Neapel hauptsächlich durch die Münificenz des verstorbenen Königs und die opferwillige Thätigkeit des hochwürdigen Pater Ludovico da Tasoria sowohl ein Institut zur Heranbildung von Negerknaben als ein anderes zur Erziehung von derlei Mädchen unter der Obhut der Ordensschwestern vom Orden der Simmaniterinnen gegründet worden sind. Das Knabeninstitut zählt gegenwärtig vier und fünfzig Böblinge. Von der zweckmäßigen Leitung und Bildung derselben gibt

das Schulprogramm von 1858 hinlängliches Zeugniß, welchem wir folgende Stellen entnehmen:

„Das ganze Programm zerfällt in vier Abtheilungen: I. Religion, II. Sprachwissenschaften, III. Mathematik, Geographie und Physik, IV. Schöne Künste. Es werden in den verschiedenen Abtheilungen die Namen der Zöglinge, welche geprüft werden, nach ihren Classen angeführt.

Die den Zöglingen der unteren Classen vorgelegten Fragen aus der Religionslehre betreffen so ziemlich die in unsern Elementar-Katechismen behandelten Hauptgegenstände der Glaubens- und Sittenlehre. Wenn man dagegen von den Fortschritten der länger unterrichteten Schüler der ersten Classe sprechen soll, so muß man billig staunen. Abkömmlinge jener unglücklichen Menschenrace, von der ihre Vorfahrer, herzlose Egoisten, behaupten, daß sie jedweder höhern Bildung unfähig sei, beantworten Fragen über die Natur und das Wesen Gottes, sowie über die Dreiheit des göttlichen Wesens, die unsern Gymnasiasten einiges Nachdenken nothwendig machen dürften.

Nicht minder überraschend sind die auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft erzielten Erfolge. Es ist eine durch die Erfahrung bestätigte Thatſache, daß die Ausbildung der Sprache eines Volkes durchaus mit seiner geistigen und moralischen Entwicklung in gleichem Verhältnisse steht, und somit also gewiß die Sprache der Negerstämme am allerwenigsten einer grammatischen Behandlung fähig ist. Wenn man nun bedenkt, mit welch' unendlichen Schwierigkeiten jene Knaben bei der Erlernung von Sprachen civilisirter Nationen, zuerst und vor Allem in Bezug auf Aussprache, dann aber auch in der Grammatik und deren Anwendung zu kämpfen hatten, so muß man um so mehr staunen, wenn man berücksichtigt, wie vieles in kurzer Zeit von ihnen geleistet worden ist. Wie schon früher gesagt wurde, erlernen die Zöglinge die italienische, lateinische, arabische und französische Sprache.

In der italienischen Sprache haben es die ältern Schüler dahin gebracht, gewählte Stücke aus größern Werken mit Leichtigkeit zu verstehen, grammatisch zu erklären; ja zwei waren sogar im Stande, diese Stücke in's Lateinische zu übertragen. Hieraus geht hervor, daß sie auch in dieser

leßtern Sprache auf den Grad der Vollkommenheit gelangt sind, der ziemlich dem Standpunkte eines Secundaners unserer Gymnasien entspricht; zumal da die Prüfung in der lateinischen Sprache außer den regelmäßigen und unregelmäßigen Declinationen und Conjugationen, auch die syntaktischen Regeln der Casuslehre umfaßte und die geübteren Schüler mehrere Briefe Cicero's übersetzten und grammatisch erklärten.

Zur Prüfung aus der französischen Sprache konnte nur einer der Zöglinge (Emmanuele Rath=Elmaula) als der geübteste vortreten. Derselbe wußte über die gestellten Fragen aus der Grammatik, mit Einschluß der Lehre von den regelmäßigen Zeitwörtern und der Bildung der Tempora, Auskunft zu geben.

Unsere Unkenntniß im Arabischen machte uns ein Urtheil über die Fortschritte in dieser Sprache unmöglich, und müssen wir uns darauf beschränken zu bemerken, daß schließlich ein Zögling, Giacomo Habesci erwähnt ward, welcher fertig das Arabische liest; daß sechs andere, um ihre Fertigkeit im Sprechen zu befinden, das apostolische und aihana-sische Glaubensbekenntniß hersagten und sodann im Einzelnen darüber erklärend sich äußerten. Viele der übrigen Schüler sagten das Vater unser, den Glauben, die zehn Gebote und Sacramente in arabischer Sprache geläufig her.

Was die mathematischen Wissenschaften anbelangt, so wurde auch hierin verhältnismäßig Erfreuliches geliefert. Während in der Arithmetik die Regeln der vier einfachen Rechenspecies nebst deren praktischen Anwendung an Beispielen gezeigt wurden, erklärten und bewiesen die Geübteren in der Elementar-Geometrie die leichteren Sätze mit Einschluß jener über die Congruenz der Dreiecke. Außerordentlich interessant ist es aber zu sehen, wie die Zöglinge des Instituts selbst in der Physik recht viele Kenntnisse erworben haben, so daß sie nicht blos im Stande waren, die vollständigsten Definitionen über physikalische Begriffe zu geben, sondern sogar über die Construction der verschiedenen Thermometer, über die Anwendung der Dampfkraft, sogar über ihre Kenntnisse von der elektrischen und galvanischen Kraft geprüft werden konnten.

Zum Schlusse wird in der 4. Abtheilung gesagt, daß die Schüler eine Reihe von Schönschriften und Zeichnungen

zur Besichtigung ausstellten. Mehrere Jöglings hielten declamatorische Vorträge in italienischer und französischer Sprache. Eine lateinische Ode wurde von Giuseppe Maria Kom vorgetragen. Ein- und mehrstimmige Gesänge wechselten mit den Redeeübungen ab. Zum Schlusse zeigten 4 Schüler ihre Fertigkeit im Violinspielen; 4 andere spielten abwechselnd vierhändige Duette von Bertini auf dem Clavier.

Außerdem waren zur Ansicht ausgestellt: Ein kleiner Altar in Holz geschnitten von dem Jöglinge Mauro Bachit; ein Schreibtisch angefertigt von Agostino Maria Chatib und ein Paar Schuhe von der Hand des Giuseppe Ali."

Das Schriftchen enthält auch eine Biographie des seligen Peter Claver nach P. Waser, eine gut geschriebene Abhandlung über Olivieri, die Neger und die Sklavenfrage und Mittheilungen aus dem zehnten Jahresberichte Olivieris. Da auch in unserm Bisthume Vieles für das fromme Werk geschehen ist, dürfte das Schriftchen Manchem zu einer interessanten, erbauenden und belehrenden Lesung dienen.

*Stelzig Ignaz Alphons, Stadt und Dorfgeschichten. Erstes Bändchen 1857. A. Wendelin. S. 223.*

Stelzig hat seine Begabung als guter, christlicher Erzähler längst durch größere Schriften dargethan. Vorliegende Erzählungen, von denen zwei mit Preisen gekrönt worden, nennt er mit großer Bescheidenheit anspruchslose Bagatellen und hofft auf eine nachsichtige Aufnahme derselben. Die erste: Ein Abenteuer in Paris, schildert den Lohn der Wohlthätigkeit; b. drei Weihnachtsabende aus dem Leben eines Sängers, die Strafe des Hochmuthes und der Herzlosigkeit; c. des Oberförsters Braut, in launiger Weise den Segen der Unschuld und Herzenseinfalt. Die Erzählungen sind sämtlich fließend geschrieben, von ernstem sittlichen Gefühl getragen und werden jedem Leser ein Paar angenehme Abende verschaffen.